



Jürgen Trabant

Humboldts Projekt.

Eine »Encyclopaedie aller Sprachen«

In: Abecedarium der Sprache / Constanze Fröhlich, Martin Grötschel, Wolfgang Klein (Hg.). – ISBN: 978-3-86599-416-5. – Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2019. S. 85-91

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-30234](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-30234)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivateWorks 4.0 International (cc by-nc-nd 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.





H – *Hotel, Berlin Zehlendorf*

Humboldts Projekt. Eine »Encyclopaedie aller Sprachen«

JÜRGEN TRABANT

Wilhelm von Humboldts erste Akademierede vor der Berliner Akademie, am 29. Juni 1820, entwirft ein Programm für die Erforschung aller Sprachen der Welt, für die Erfassung jeder Sprache in ihrer Individualität, in ihrem jeweiligen »Charakter«. Sprachgelehrsamkeit war bis dahin im Wesentlichen Hilfswissenschaft der Geschichte oder beschäftigte sich mit der Vergangenheit der Sprachen und ihren verwandtschaftlichen Beziehungen. Hier wird sie völlig neu ausgerichtet: Sprachwissenschaft – Humboldt nennt sie »das vergleichende Sprachstudium« – muss autonom sein, nicht Zweck zu irgendetwas anderem, sie hat ihren Zweck in sich selbst. Sie ist »allgemein«, das heißt: Alle Sprachen müssen untersucht werden. Und jede Sprache muss als »feingewebter Organismus« beschrieben werden, als strukturell kohärentes Individuum.

In der ersten Rede vor der Akademie geht es darum zu begründen, warum man denn ein solches Unternehmen einer »systematischen Encyclopaedie aller Sprachen« (GS VII: 598) überhaupt beginnen soll. Die zweischrittige Begründung lautet: Erstens: Die Sprache dient dem Menschen primär zur Erzeugung seines (deutlichen) Denkens. Sie dient nicht vorrangig zur Mitteilung des schon Gedachten, sondern das Denken geschieht erst vermittelt der Sprache. Zweitens: Dieses Denken erzeugt sich in den verschiedenen Sprachen verschieden, das heißt die Sprachen der Menschheit sind nicht nur verschiedene Laute oder Zeichen, wie man in Europa seit Aristoteles dachte, sondern sie sind das Denken der Menschheit in seiner Vielfalt. Sie sind, wie Humboldt

hier zum ersten Mal sagt, »Weltansichten«. Und deswegen muss man sie erforschen: »Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten« (GS IV: 27). Diese beiden Gedanken – Sprache ist Denken und die Sprachen diversifizieren dieses Denken – sind der Kern seiner Philosophie der Sprache und die Begründung einer – modern gesagt – kognitiven deskriptiven Linguistik, einer Linguistik als Wissenschaft vom menschlichen Geist.

Empirische Sprachwissenschaft und Philosophie sind bei Humboldt aufs Engste miteinander verknüpft, ja diese Verbindung ist die Besonderheit des Humboldt'schen Sprachdenkens. Dabei ist es die konkrete Erfahrung sprachlicher Verschiedenheit, die Begegnung mit sprachlicher Alterität, welche die Sprache ins Zentrum der anthropologischen Erkundungen Humboldts rückt. Humboldt, der seit seiner Jugend durch griechische Sprache und Dichtung geprägt ist, begegnet dem Baskischen in Paris und auf einer Forschungsreise ins Baskenland. Dieser historisch und strukturell radikal von den indoeuropäischen Sprachen abweichenden Sprache gelten seine ersten sprachwissenschaftlichen Analysen. Er plant mit der Darstellung des Baskischen gleichzeitig auch eine Charakteristik des Griechischen, widmet sich dann aber jahrelang den amerikanischen Sprachen. In Rom hat er Zugang zu den linguistischen Materialien des Jesuitenpaters Lorenzo Hervás. Bruder Alexander bringt Grammatiken und Wörterbücher aus Amerika mit, über die Wilhelm eine Abhandlung für das große Reisewerk Alexanders schreiben soll. Seine politische Mission lässt ihm keine Zeit zur Vollendung dieses Werks, aber er schreibt 1812 einen hoch bedeutsamen »Essai sur les langues du Nouveau Continent«, in dem er den Plan einer »kompletten Enzyklopädie« aller Sprachen skizziert. Nach seinem Abschied von der Politik 1820 kehrt Humboldt zu den Sprachstudien zurück und nimmt seine amerikanischen Studien wieder auf. Er widmet sich dann aber auch den in Europa damals diskutierten Sprachen und den mit diesen verbundenen Sprachthemen, das heißt dem Chinesischen (und der Frage von Flexion und Flexionslosigkeit), den ägyptischen Hieroglyphen (und

dem Problem von Schrift und Sprache) und vor allem dem Sanskrit (und der indischen Religion und Philosophie). Vom Sanskrit gelangt Humboldt schließlich zu den austronesischen Sprachen, den »Sprachen der Südsee«, denen sein unvollendetes Hauptwerk, *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, gewidmet ist. In zahlreichen Reden vor der Berliner Akademie berichtet Humboldt von 1820 bis 1831 über verschiedene Aspekte seiner Sprachstudien. Die Einleitung zum Kawi-Werk, die unter dem Titel *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* posthum 1836 erscheint, enthält die Summe seiner sprachphilosophischen Einsichten.

In kritischer Fortführung der kantischen Philosophie des Geistes erkennt Humboldt, dass die Aktivität der Einbildungskraft wesentlich *sprachliche* Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen seines Hauptwerkes: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken« (GS VII: 53), und sie ist »die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen« (GS VII: 46). Diese »Arbeit des Geistes« beschreibt Humboldt als eine Synthese von Sinnlichkeit und Verstand, in der das Wort als unauflösliche Einheit von Wort und Bedeutung entsteht. Dieses muss nicht nur vom Ich selbst wahrgenommen werden, sondern auch vom Du verarbeitet und erneut wiedergeschaffen werden, so dass »das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt« (GS VII: 56). Humboldt nennt letzteres den »unabänderlichen Dualismus« der Sprache (GS VI: 26). Das Denken, welches die Sprache ist, ist eine *gemeinsame* »Arbeit des Geistes« von Ich und Du. Die Bildung des Gedankens in der Sprache ist notwendigerweise auch Bildung des Gedankens in einer *bestimmten* Sprache bzw. Erzeugung je verschiedenen Denkens in den verschiedenen Sprachen der Menschheit. Deswegen sind die Sprachen verschiedene »Weltansichten«.

Die Vorträge, die Wilhelm von Humboldt an der Berliner Akademie ab 1820 hielt, vor allem aber die *Kawi-Einleitung* begründen das »vergleichende Sprachstudium« als *anthro-*

pologisch-vergleichende Linguistik, die auf die strukturelle und synchrone Deskription und Vergleichung der Sprachen der Welt abzielt und nicht wie die *historisch-vergleichende Linguistik* eines Franz Bopp oder eines Jacob Grimm auf die diachrone Entwicklung der Sprachen einer Sprachfamilie. Zwar war die historische Sprachwissenschaft fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts das herrschende Paradigma der Sprachwissenschaft, das Humboldt'sche – anthropologische – Paradigma war aber das modernere, das erst im 20. Jahrhundert in der deskriptiven Sprachwissenschaft erblühte.

Die philosophische Legitimation für die deskriptive Sprachwissenschaft ist die Einsicht in die fundamentale Sprachlichkeit des menschlichen Denkens, in die unleugbare Präsenz verschiedener Semantiken im Denken und in die damit verbundene poetische Kostbarkeit der Sprachen der Menschheit als bedeutender Schöpfungen des menschlichen Geistes [→ *Existenzfragen*]. Sprachwissenschaft hat eine große Aufgabe: »Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit« (GS VII: 602 f.).

Schon in dieser frühen Formulierung aus dem Jahr 1801/02 ist klar, dass das »Studium« der Sprachen (Humboldt vermeidet ausdrücklich den Terminus »Wissenschaft«) umfassend und universal sein muss, dass es alle »Sprachen des Erdbodens« erfassen soll. Es ist eine Alternative zu den beiden anderen universalen Projekten der Sprachforschung seiner Zeit: Humboldt möchte einerseits die »Allgemeine Grammatik« reformieren, die seit der *Grammaire* von Port-Royal von Philosophen entwickelt wird, und er möchte andererseits die bisher unternommenen Versuche einer empirischen Erfassung aller Sprachen der Menschheit, wie etwa den *Mithridates* von Johann Christoph Adelung und Johann Severin Vater (1806–1817), ersetzen. Die Allgemeine Grammatik ist zu allgemein, die Sprachenzyklopädien sind zu unsystematisch. Daher schlägt er 1820 zwei Arten von Sprachuntersuchungen vor: Erstens sind alle Sprachen »in ihrem inneren Zusammenhange« systematisch in »Mono-

graphien der ganzen Sprachen« zu erfassen (GS IV: 10/11). Diese strukturellen Beschreibungen zusammengenommen wären dann ein neuer, systematischer *Mithridates*. Zweitens schlägt Humboldt vor, »einzelne Theile des Sprachbaues, z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch« (IV: 11) zu untersuchen, also die viel zu allgemeinen Kategorien der philosophischen Grammatik mit konkreter linguistischer Information zu füllen. Dem letzteren Anliegen dient zum Beispiel seine Untersuchung des Dualis quer durch die Sprachen der Welt.

Humboldt wird sich in seiner linguistischen Arbeit aber vor allem mit der ersten Aufgabe abmühen, also mit dem Versuch, Einzelsprachen in ihrem »inneren Zusammenhange« zu erfassen. Diesem Ziel diene seine Arbeit an den amerikanischen Sprachen. Und dies war ein schweres Unternehmen: Humboldt verfügte ja noch nicht über moderne Instrumente einer strukturellen Sprachbeschreibung, die eigentlich erst durch die Erfindung des Phonographen möglich geworden ist. Er besaß nur die Sprachmaterialien der Missionare. Diese haben die amerikanischen Sprachen in Grammatiken gemäß den Kategorien des Lateinischen oder Spanischen gepresst (was hätten sie sonst auch tun sollen? andere Beschreibungsmethoden standen nicht zur Verfügung), ihnen also Formen gegeben, die ihrer tatsächlichen eigenen Struktur überhaupt nicht entsprachen. So versucht Humboldt, dieses fremde Kleid aufzubrechen, um darunter die wahre Gestalt dieser Sprachen zu entdecken. Humboldt hat dies für dreiundzwanzig amerikanische Sprachen in Angriff genommen. Diese Bemühungen sind jetzt in den sechs Bänden der amerikanischen Abteilung der *Schriften zur Sprachwissenschaft*, herausgegeben von Manfred Ringmacher und Ute Tintemann, dokumentiert, die an der Berliner Akademie realisiert wurden. Die einzige Sprache, bei der es Humboldt einigermaßen gelungen ist, sie »in ihrem inneren Zusammenhange« in einer Grammatik komplett zu beschreiben, ist das Nahuatl, in der von Manfred Ringmacher herausgegebenen *Mexicanischen Grammatik*.

Humboldt hat lange an den amerikanischen Sprachen gearbeitet, bis er sich den austronesischen Sprachen zuwandte. Er hat das amerikanische Projekt wahrscheinlich auch deswegen fallengelassen, weil er nicht zum »Schlussstein« seines vergleichenden Sprachstudiums vorgedrungen ist. Die Beschreibung der Sprachstruktur war nämlich für Humboldt noch nicht das Endziel des Sprachstudiums. Die Deskription des »Baus« einer Sprache war eine notwendige Vorstufe zu dem, was Humboldt eigentlich erfassen wollte: den »Charakter« einer Sprache. Die grammatischen und lexikalischen Formen einer Sprache sind für Humboldt nur die Instrumente, welche die sprechenden Menschen dann in der Rede gebrauchen. Erst im Gebrauch der Sprache entfalten sich deren Möglichkeiten, erst in der Rede zeigt sich, was eine Sprache wirklich kann, hier formt sie ihren Charakter, ihre ausgebildete Individualität. Humboldt hatte aber keine authentischen Texte von den amerikanischen Sprachen, so dass er sich kein Bild von dem machen konnte, wozu diese Sprachen eigentlich fähig sind. Ihr »Charakter« musste ihm verborgen bleiben.

Diese wesentliche Orientierung auf die Rede – für Humboldt vor allem die Entfaltung der Sprache in der Literatur – macht aber das wahre Zentrum Humboldt'scher Sprachforschung aus. Die »Arbeit des Geistes« ist für Humboldt nämlich tatsächlich »Arbeit«, das heißt Tätigkeit. Der berühmteste Satz aus der *Kawi-Einleitung* heißt ja: »Sie selbst [die Sprache] ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energieia*)« (GS VII: 46). Als Tätigkeit, als »jedemaliges Sprechen«, als »beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes« erscheint die Sprache in der Welt. Deswegen muss man sich die Rede in allen Untersuchungen »immer als das Wahre und Erste« denken (ebd.). Deswegen läuft auch die *Kawi-Einleitung* auf das Kapitel über den Charakter der Sprachen als ihren Höhe- und Endpunkt hinaus. Der Charakter ist nämlich »gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht« (GS VII: 172). Humboldt ist sicher einer der Väter der strukturellen deskriptiven Sprachwissenschaft. Als solcher ist er auch von deren Begründern, zum Beispiel

von Leonard Bloomfield oder Louis Hjelmslev, rezipiert worden. Strukturelle Sprachwissenschaft ist aber wesentlich Linguistik der *langue* (Ferdinand de Saussure) geblieben, also des abstrakten Systems einer Sprache aus Zeichen und Regeln. Humboldts Orientierung an der Rede ist immer noch eine Forderung an eine Sprachwissenschaft der Zukunft, eine Aufforderung zu einer echt Humboldt'schen Linguistik der *parole*, des tatsächlich in konkreten Situationen gesprochenen Worts.

Literatur

- Humboldt, Wilhelm von [1820]: »Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung«. In: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 4. S. 1–34 (GS IV).
- [1827]: »Über den Dualis«. In: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 6. S. 4–30 (GS VI).
 - [1836]: *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*. In: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 7. Teilband 1 (GS VII).
 - (1994–2016): *Schriften zur Sprachwissenschaft*. Abt. III: *Amerikanische Sprachen*. 6 Bde. Hg. v. Manfred Ringmacher u. Ute Tintemann. Paderborn: Schöningh.
 - (1994): *Mexicanische Grammatik*. Hg. v. Manfred Ringmacher. Paderborn: Schöningh.

